

## Die Heimkehr

Mein Entschluss stand fest. So sehr es mich auch drängte, Rahel noch einmal zu sehen – ich wollte zu den Meinen zurück. Gleich am nächsten Morgen machte ich mich auf den Weg. Schwer war mir der Gang durch die Gassen; mein Magen krümmte sich, als ich am Palast des Prokurators vorbeiging. Vor drei Tagen hatte der Meister an dieser Stelle Sein Urteil vernommen und Sein Kreuz aufgenommen. Ich blieb einen Moment stehen, die Bilder glitten an meinen Augen vorüber; doch dann sah ich eine Polizeipatrouille dem Platz zustreben und bog schnell in eine Seitengasse. Die Stadt aber ging ihren Geschäften nach wie an jedem Tag. Das Ereignis, das mich so erschüttert hatte, berührte die Menschen nicht. Ein Tod mehr – die Menschen hatten schon so viele gesehen, die ihrem Tod entgegen schritten. Ich war froh, als ich die Stadtmauern hinter mir lassen konnte.

Der Morgen war frisch, die Luft angenehm. Wie schön hätte dieser Tag sein können. Doch mich umgaben traurige Gedanken, zumal ich zunächst dem Weg folgte, auf dem wir – noch keine Woche war es her – uns in freudiger Stimmung der Stadt genähert hatten. Als ich den Ort unseres letzten Nachtlagers vor den Toren erkannte, kniete ich nieder und betete: Herr, Du hast Ihn genommen, weil es so geschehen sollte. Doch führe Ihn vor Dein Angesicht und lasse Ihn Deiner Herrlichkeit teilhaftig werden. Leise fügte ich hinzu: Er war einer der Gerechten.

Ich war so tief in mein Gebet versunken, dass ich zunächst nicht merkte, dass sich mir von hinten ein anderer Wanderer näherte. Bruder, hörte ich es hinter mir sagen, sollen wir ein Stück des Weges gemeinsam gehen? Ich sah mich um. Ein etwas älterer Mann mit einem starken Bart und einem Bündel auf dem Rücken kam mit kräftigen Schritten auf mich zu. Warum nicht, antwortete ich, wohin führt dein Weg Bruder? Rasch stellten wir fest, dass wir wohl für zwei Tage eine gemeinsame Wegstrecke haben würden. Aaron, so war sein Name, wollte nach Jericho, um dort einige Waren feilzubieten.

Wir kamen ins Gespräch – ich war dankbar, dass er mir damit ein wenig Ablenkung verschaffte. Nach dem Üblichen, dem Gespräch über Familie und Dorf, kam er auf das Pascha-Fest in Jerusalem zu sprechen: Hast du von dem Aufruhr gehört, der im Tempel geschehen sein soll?, fragte er mich. Ich nickte: Ich war sogar zu der Zeit im Tempelhof. Ich schilderte – als wäre ich nur Zeuge gewesen – was sich ereignet hatte. Recht hatten die,

die den Tempel säubern wollten! Aaron holte tief Luft: Es ist schändlich, was die Priester alles zulassen.

Warum tun sie das?, wollte ich wissen. Er lachte: Bist du so unwissend oder verstellst du dich? Er sah mir in die Augen: Ich sehe, dass du wirklich ahnungslos bist. So wisse, die Priester verpachten den Platz an jeden Händler gegen gute Münze. So werden sie von Tag zu Tag fetter – ist das der Dienst am Herrn? Sie, nicht die Römer sind unser Unglück! Und dann haben sie auch noch dafür gesorgt, dass der arme Kerl, der sie deswegen gescholten hat wie ein gemeiner Lump ans Kreuz geheftet worden ist. Er hatte sich regelrecht in Zorn geredet.

Ich habe, begann ich stockend, Ihn, den Meister begleitet. Aaron blieb unvermittelt stehen und schaute mich an: Treibt dich denn nicht die Wut? Warum habt Ihr ihn nicht verteidigt? Ich schüttelte den Kopf. Wie sollte ich Wut empfinden, wo Er doch die Liebe gepredigt hat? Liebet Eure Feinde, hat Er uns zugerufen, soll ich jetzt Sein Wort leugnen? Nein, Aaron, ich empfinde nur tiefe Trauer. Er war mir wie ein Vater und Lehrer, Er war meine Stütze, Seine Hand wachte über mich. Nun bin ich schutzlos, unwissend und verloren.

Versinke nicht in deiner Trauer, sagte Aaron, mach etwas, kämpfe mit uns gegen Falschheit und Ungerechtigkeit! Ich muss ihn wohl verständnislos angeblickt haben. Du hast richtig gehört, Kampf, sagte er. Wir sind unser viele, die die Verderbten, die unser Volk bedrücken, verjagen werden. Das sind unsere Feinde, die Feinde des wahren Volkes Israel! Wir brauchen jeden, so auch dich! Aaron schnaufte hörbar, du siehst ja, wie weit euer Meister mit seinen Predigten gekommen ist. Nein, mit Liebe werden wir die Unterdrücker nie bekehren. Warum sollten sie auch weichen, wenn wir nur mit guten Worten auf sie einreden? Sollen Sie auf ihre fetten Bäuche und auf ihre mit Gold gefüllten Schatzkammern verzichten?

Mir wurde etwas unbehaglich zumute, denn das Gespräch hatte eine Wendung genommen, die mir nicht gefiel. Ich wollte Aaron so rasch wie möglich loswerden, ihn aber auch nicht kränken. Da kam mir ein Gedanke. Ich humpelte plötzlich und setzte mich an den Wegrand. Was ist dir?, fragte Aaron. Ich muss mir einen Dorn eingetreten haben, gab ich zur Antwort. Soll ich ihn dir herausziehen? Doch das wollte ich nun gar nicht: Ich danke dir, aber das werde ich schon selbst schaffen – geh du nur voran, ich werde dich schnell einholen. Ich tat so, als würde ich meinen Fuß untersuchen, bis er außer Sichtweite war; dann schlug ich mich zur Seite, bis ich auf einen anderen Weg traf.

Vielleicht hat Aaron noch nach mir gesucht – doch ich war es zufrieden, dass ich seiner Gesellschaft entflohen war.

\*\*\*

Ich legte mich unter einen Baum, um ein wenig auszuruhen, doch war ich bald eingeschlafen. Als ich erwachte, war die Sonne am Horizont bereits auf ihrem Weg in die Nacht. Ich fröstelte, denn es war kühl geworden. Suchend schaute ich mich nach einem Platz für die Nacht um. Ich ging ein Stück einen Abhang hinunter und entdeckte ganz in der Nähe ein kleines Dorf. Ich beschleunigte meine Schritte, um noch vor Einbruch der Dunkelheit dort zu sein.

Wie groß war mein Erstaunen, als ich in den Häusern eines zu erkennen glaubte, in dem der Meister mit uns zu Gast gewesen war. Vorsichtig klopfte ich ans Tor. Es dauerte lange, bis ich Schritte vernahm: Wer kommt zu so später Stunde? Ich bin ein müder Wanderer, gab ich zur Antwort, und bitte um ein Nachtlager im Stall. Das Tor öffnete sich ein Spaltbreit und ein junger Mann spähte hindurch. Er musterte mich einige Zeit, dann schien er mich für ungefährlich zu halten. Komm herein, sagte er und öffnete das Tor weiter. Ich trat ein und er führte mich in die Küche. Du wirkst müde und hungrig, setze dich zu uns an den Tisch.

Als ich meinen Platz eingenommen hatte, blickte mich das Weib meines Gastgebers fragend an: Warst du nicht schon einmal in diesem Haus, Dein Gesicht glaube ich zu kennen? Ja, entgegnete ich, wir waren mit unserem Meister eure Gäste, ihr habt uns damals freundlich aufgenommen; deshalb habe ich heute Abend gewagt, an euer Tor zu klopfen. Die Gastfreundschaft hat stets ihren Platz in unserem Haus, sei uns also willkommen, entgegnete der Hausherr lächelnd.

Hat Er uns nicht das Gleichnis von dem Gastmahl erzählt, als keiner der Geladenen kommen wollte und der Gastgeber stattdessen die Armen und Vergessenen zu sich lud? Ich nickte, ja Er wollte uns wohl damit sagen, dass am Tisch des Herrn jeder willkommen ist, der Seiner Einladung, Ihn zu schauen, folgt. Der Hausherr schmunzelte: Das war eine schöne Geschichte – aber, Bruder, die Welt ist anders. Ich pflichtete ihm betrübt bei. So ist es Herr und Er hat es nicht zu ändern vermocht.

Nun, was ist aus eurer Gruppe geworden?, wollte sein Weib von mir wissen. Ich erinnere mich, euer Anführer hat sehr schön gepredigt. Wo ist er jetzt? Habt ihr euch getrennt? Ich seufzte

tief: Er ist jetzt beim Herrn. Vor wenigen Tagen ist er als Aufrührer am Kreuz gestorben. Die Frau schlug die Hände vor den Mund, die anderen am Tisch blickten erschrocken. Nein, so ein gütiger Mann!, rief sie. Wessen kann man ihn denn beschuldigen?

Ich schilderte so gut ich konnte, was sich ereignet hatte. Als ich auf Seinen Zorn im Tempel und den anschließenden Tumult zu sprechen kam, runzelten sie die Stirn. Doch nicht dort!, sagte der Hausherr. Lass es gut sein, versetzte sein Weib, lass diesen Mann seine Schilderung fortsetzen. Es fiel mir schwer, die rechten Worte zu finden, ohne dass mir die Tränen in die Augen schossen. Auf den Gesichtern sah ich das Entsetzen, als ich vom letzten Weg berichtete. Als ich geendet hatte, trösteten sie mich und wollten doch immer mehr über die letzten Tage erfahren. Dann aber fragte der Hausherr, was wirst du nun tun? Ich gab zur Antwort, dass ich zu den Meinen zurückkehren werde.

Und der Rest eurer Gruppe?, fragte er weiter. Viele wollen die Worte des Meisters in die Welt tragen, antwortete ich, und in Seinem Sinne predigen. So hat er es an unserem letzten Abend uns geboten. Der Hausherr blickte zweifelnd: Euer Anführer war gewiss sehr beeindruckend – aber die anderen machten auf mich einen – sei mir nicht böse – recht einfältigen Eindruck. Für mich waren sie bestenfalls Schüler eines außergewöhnlichen Lehrers. Ob sie Seine Kraft erreichen werden? Ich nickte: Ich selbst fühle mich zu schwach. Ich bete zum Herrn, dass meine Gefährten es besser vermögen als ich.

\*\*\*

Am nächsten Morgen nahm ich Abschied. Das Weib des Hausherrn steckte mir noch etwas Brot und Käse in die Tasche: Sei gesegnet auf deinem Weg! Ich dankte meinen Wohltätern und verließ das Dorf. Wie seltsam – sie hatten den Meister gehört, Sein Tod schien sie auch zu erschüttern, aber ihnen war nicht, als sei ihnen der Boden unter den Füßen weggezogen worden. Warum stürzte nicht die ganze Welt? Warum war nur ich verzweifelt? Hatte der Meister Recht gehabt, als er davon sprach, dass die Menschen des Herrn Worte nicht hören wollten?

Nicht bald danach wandte ich mich dem Gebirge zu, das ich überschreiten musste, um in unsere Stadt zu gelangen. Es war wohl um die Mittagszeit, als sich unter meinem Fuß ein Stein löste, der mich stürzen ließ. Ich fiel einen Abhang hinunter und war eine lange Zeit von Sinnen. Als ich erwachte, schmerzte

mein linker Fuß – er schien gebrochen zu sein. Ich rief um Hilfe; doch wer sollte mich in dieser Einsamkeit schon hören. Außerdem hatte ich bei dem Sturz meinen Mantelsack verloren, so dass ich weder Wasser noch Speise bei mir hatte. Ich versuchte, auf allen Vieren den Abhang hinaufzugelangen; doch der Fuß schmerzte mich so stark, dass ich wieder das Bewusstsein verlor. Als ich das nächste Mal erwachte, war es dunkle Nacht und mich fror.

So hockte ich bis zum Morgen. Ich benetzte meine Lippen mit dem Tau, der sich in den Blättern eines nahen Busches gefangen hatte, doch ich wähnte mein Ende gekommen. Hatte ich so viele Gefahren überstanden, dass ich nun, so kurz vor meiner Rückkehr den Tod erleiden sollte? Ich muss immer wieder die Sinne verloren haben, denn die Sonne stand schließlich hoch am Himmel. Ich litt schrecklichen Durst; außerdem war mein Fuß dick angeschwollen. Jede Bewegung jagte mir einen furchtbaren Schmerz durch den Körper.

Ich betete zum Herrn um Errettung:

Mein Gott, tilge, löse, lass vergehen Deinen Unwillen,  
Achte gering meine Frevel, nimm an mein Flehen!  
Wende meine Verfehlungen zum Guten!  
Gewaltig ist Deine Hand, ich habe Deine Strafe erfahren;  
Der Gott nicht fürchtet, möge sich an mir ein warnendes  
Beispiel nehmen!  
Mein Gott, versöhne Dich, lass Dich begütigen

Aus einem akkadischen Gebet

Und der Herr erhörte mich! Denn gegen Abend vernahm ich Stimmen in der Ferne. Ich rief so laut ich konnte; schließlich näherten sich Schritte. Zwei Jungen waren den Abhang heruntergekommen. Ich brauchte ihnen nichts zu erzählen – sie sahen meinen schlimmen Fuß. Vorsichtig hoben sie mich empor und fassten mich unter den Armen. Dann zogen sie meinen Mantelsack aus dem Gestrüpp. Ich humpelte so gut es ging mit ihnen mit und versuchte, vor Schmerz nicht zu schreien. Ich weiß nicht wie lange wir uns so bewegten – mir kam es vor als wäre es die ganze Zeit seit der Erschaffung der Welt.

Schließlich kamen wir in ein kleines Dorf. Eine heilkundige Frau nahm sich meiner an. Mit aller Kraft zog sie an meinem Fuß. Unbeschreiblich war der Schmerz – aber sonst wäre er wohl verwachsen und ich hätte nie mehr gehen können. Sie legte einige Hölzer um meinen Fuß und rieb die gebrochene Stelle mit

Heilkräutern ein. Danach verließen mich die Kräfte und ich sank in einen traumlosen Schlaf. Wohl drei Monde verbrachte ich bei der Familie der Jungen, die mich gefunden hatten. Wie kann ich ihnen und der Frau, deren Heilkunst meinen Fuß gerettet hat, jemals den Dank zurückgeben, der ihnen gebührt?

Eines Tages, ich konnte mich bereits vorsichtig etwas bewegen, näherte sich ein Wanderer dem Dorfe. Er sah müde und erschöpft aus. Als ich sein Gesicht erkennen konnte, hatte ich das Gefühl, ihn bereits einmal gesehen zu haben. Doch ich konnte mich, so sehr ich mich auch bemühte, die Erinnerung nicht wecken. Er trat auf mich zu, der ich zu dieser Zeit als einziger auf der Dorfstraße weilte, die meisten waren auf den Feldern, und bat um etwas Wasser und die Möglichkeit zu rasten. Ich wies auf einen Trog, in dem Wasser für das Vieh bewahrt wurde, und er tat einige tiefe Schlucke. Dann setzte er sich auf eine kleine Mauer, die sich hinter dem Trog befand.

Meine Neugier war groß und so fragte ich ihn, woher er komme und wohin er gehe. Ich war, so begann er, einst ein geachteter Mann in unserer heiligen Stadt Jerusalem. Ich nannte ein Haus und eine achtbare Familie mein eigen. Doch nun bin ich vertrieben von zu Hause und wandere rastlos ohne Ziel durch das Land. Ich verstehe nicht, antwortete ich, was ist dir denn widerfahren, dass du Haus und Hof verlassen musstest? Er trank noch eine Handvoll Wasser, bevor er seine Erzählung fortsetzte.

Wisse, Bruder, dass vor wenigen Monaten ein Verurteilter an meinem Haus auf dem Weg zu seiner Hinrichtung vorbeiging. Gerade vor meinem Haus hielt er inne und bat mich um ein wenig Wasser, so wie ich dich gerade gebeten habe. Jetzt wusste ich, wen ich vor mir hatte. Ich sah die Szene vor meinen Augen, wie der Meister vor Erschöpfung taumelnd um Linderung gebeten hatte, von diesem Mann aber abgewiesen worden war. Ich, so fuhr er fort, wollte mit dem Verurteilten nichts zu schaffen haben; ein Rebell sei er, so hieß es. Sollte ich mich mit ihm gemein machen und selbst von der Polizei verdächtigt werden? Also wies ich ihn ab.

Doch kaum hatte ich mich wieder in mein Haus begeben, hörte ich es hinter mir tuscheln. Der Mann mit dem Herz aus Eis, er ist verflucht für alle Tage. Ja, flüsterte eine andere Stimme, ich habe genau gehört, wie der arme Mann, der kaum noch gehen konnte, diesen Hartherzigen verwünschte, dass er nie sterben werde sondern geächtet auf ewig durch die Welt ziehen müsse, von niemandem aufgenommen oder umsorgt. Auf ewig allein, lachte ein Dritter, hätte er ihm doch nur einen Schluck

gegeben. So wird es allen ergehen, die sich von ihren Mitmenschen abwenden.

Zunächst schenkte ich diesen Reden wenig Beachtung, doch am folgenden Tage fragte mich mein Weib, ob es stimme, dass der Verurteilte mich verflucht habe. Nicht allein dies, meine Freunde wandten sich von mir ab, die Nachbarn mieden mich, bis mein Weib, die all das nicht ertragen konnte, mit unseren Kindern zurück zu ihren Eltern ging. Ich saß allein in dem Haus, die Händler mochten mir nichts mehr verkaufen, die Kinder der Straße sangen Spottlieder über mich. Ich war wie ein Aussätziger geworden!

Jetzt wandere ich umher, um Ruhe zu finden, doch überall verfolgen mich die Stimmen, glaube ich das Flüstern jener zu vernehmen, die mich verachten. Hätte ich doch nur einen Krug Wasser aus dem Haus geholt! Ich sah ihn lange an, bevor ich antwortete. Du hast schlecht gehandelt, das weißt du. Der Herr wird eines Tages über dich richten. Deshalb solltest du deine Erdentage nutzen, um dein kaltes Herz mit Liebe zu füllen. Tue Gutes zu den Menschen – der Herr wird dich vielleicht wieder in seine Gnade aufnehmen.

Er blickte mich erstaunt an: Bist du ein Prediger, dass dir dieses Worte so aus dem Munde fließen? Ich schüttelte den Kopf: Nein, dazu bin ich zu schwach, Fremder. Doch ich habe den Worten jenes Meisters gelauscht, den du auf seinem letzten Weg von dir gestoßen hast. Er hat uns gelehrt, die Menschen zu lieben, alle Hoffart und jeden Hass fahren zu lassen. Deshalb hat er dich auch nicht verflucht. Dessen bin ich mir gewiss, denn dies hat er nie getan, so sehr ihn andere verspottet oder verjagt haben. Der Fluch ist das Wort derjenigen, die hartherzig und selbstgerecht sind. Fühle dich frei von einem Fluch, aber kehre um in deinem Leben.

Ich hielt inne, denn ich erstaunte mich über mich selbst, dass ich so zu sprechen gelernt hatte. Aber gewiss war dies nur, weil ich das Bild des leidenden Meisters so deutlich vor mir sah. Der Fremde begann zu lächeln: Meinst du das wirklich? Ich bin nicht verflucht? Ich nickte. Aber, fuhr er fort, zurück kann ich nicht, denn dort glauben alle an den Fluch. Was soll ich tun? Ich überlegte einen Moment. Was sollte ich, der ich selbst nicht wusste, was aus mir werden sollte, diesem Menschen raten? War ich nicht selbst ein Getriebener, der sich an den Seinen versündigt hatte, als er sie schmäählich verließ? Ich, begann ich stockend, kann dir keine Ratschläge erteilen. Suche du deinen Herrn im Herzen und es wird dich dahin geleiten, wo du gottgefällig leben kannst.

Der Fremde schien mit diesen Worten zufrieden zu sein, denn er nahm noch einen Schluck Wasser und erklärte, dass er sich nun wieder auf den Weg machen wolle. Jetzt, wo mich keine bösen Stimmen verfolgen, will ich aufrecht gehen und als Mensch unter Menschen sein. Ich danke dir für deine Worte – er blickte mich fragend an und wartete. Ich brauchte ein wenig, um zu verstehen, dass er meinen Namen hören wollte. Matthäus, sagte ich daher nach einer kurzen Weile. Ich heiße Ahasver, entgegnete er. Ich hoffe dass wir uns in diesem Leben wiedersehen. Vielleicht kann ich dir dann deine Güte, die du mir heute erwiesen hast, vergelten.

Dann nahm er seinen Wanderstab auf und ging von dannen. Die ganze Zeit waren wir zwei allein gewesen; nun hatte ich Zeit über das Geschehene nachzudenken. Seltsam, dass der Herr es gefügt hatte, dass ich ihm begegnet war. Ich nahm es als ein Zeichen, möglichst bald auch meinen Weg fortzusetzen und die Meinen um Vergebung zu bitten ...

\*\*\*

Ich will meine weiteren Erlebnisse nicht ausdehnen, denn sie sind zu unbedeutend, um im Gedächtnis zu bleiben. Eines Tages schließlich erreichte ich meinen Heimatort. Lange verharnte ich in einiger Entfernung. Wie würden mich die Meinen empfangen? Würde Judith mich erzürnt davonjagen? Mehr als zwei Jahre war ich nun fort gewesen – weilten meine Eltern noch unter den Lebenden? Was würde ich ihnen auf ihre Fragen sagen?

Langsam näherte ich mich dem Tor und schritt zum elterlichen Haus. Meine Mutter stand in der Tür – als sie meiner ansichtig wurde, stutzte sie einen Moment. Doch dann hatte sie mich erkannt und stürzte auf mich zu. Mein Sohn! Endlich! Vater, komm, unser Sohn ist wieder zurück! Sie küsste und umarmte mich, weinte und lachte. Beruhige dich Mutter, sprach ich zu ihr, ich bleibe bei euch. Hab keine Angst, dass ich wieder fortgehe. Mein Vater – wie war er in den wenigen Jahren gealtert – trat aus der Tür: Ich sollte dir zürnen – doch die Freude überwältigt mich. Er, der so gestreng mit mir gewesen war, fiel mir um den Hals.

Hanna aber saß täglich am Wege auf einem Berge,  
dass sie konnte weit um sich sehen.  
Und als sie an dem Ort nach ihm sah,  
ward sie ihres Sohnes gewahr von ferne  
und kannte ihn alsbald und lief hin  
und sagte es ihrem Manne und sprach:

Siehe, dein Sohn kommt!

Tobias, 11, 6

Mich rührte ihre Freude und ich schämte mich, dass ich sie so lange ohne Nachricht gelassen hatte. Meine Mutter eilte durch das Haus, holte dieses und jenes; schließlich nahm sie mich bei der Hand und führte mich in meine Kammer: Es ist alles geblieben, wie du es verlassen hast, sagte sie. Du bist wieder daheim!

Meine Rückkehr musste sich rasch herumgesprochen haben. Denn die Nachbarn kamen, um sich davon zu überzeugen, dass ich wirklich heimgekehrt sei. Sie beglückwünschten meine Eltern, als sei ihnen ein neuer Sohn geboren. Aber vielleicht fühlten sie wirklich so. Dann aber nahte der schwierigste Moment: Judith stand in der Tür. Ich wusste nicht, wie ich ihr begegnen sollte – ich wusste nicht einmal, ob sie inzwischen einen anderen Mann genommen hatte.

Lange blickte sie mich an. Ich fiel vor ihr auf die Knie: Verzeihe mir, Judith, dass ich so schmäählich davongelaufen bin, dass ich dich ohne ein Wort verlassen habe, dass ich die Frau, die mir verlobt, ihrem Schicksal überlassen habe. Richte über mich – ich will jeden Schuldspruch ertragen. Steh auf und mache dich nicht zum Gespött, sagte sie ruhig. Du hast schändlich gehandelt, aber du hast viele Jahre Zeit, um dafür zu sühnen. Ich habe um dich geweint, ich habe dich verflucht – und doch: ich habe immer gewusst, dass du zurückkehrst und der Vater meiner Kinder wirst.

Bei diesen Worten schossen mir die Tränen in die Augen. Ich erhob mich und nahm sie in meine Arme: Nie mehr werde ich dich verlassen – es sei denn, du befiehlst es mir! Sie wischte sich die Tränen aus den Augen und lachte: Mein unverbesserlicher Matthäus!